

Nr. 94. Bromberg, den 24. April 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Breuning beglückwünschte Kurt zu der schnellen Erledigung der neuen Aufgabe. Im stillen freute er sich über die Energie, mit der der Freund sich jetzt in die ungewohnten Arbeiten stürzte.

„Nun wollen wir versuchen, auch noch den anderen Schlüssel zu finden; ich glaube nicht, daß das unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten wird. Und dann müssen wir ja für den Augenblick im Fortgang der Untersuchungen eine Pause eintreten lassen, da du das Werk erst verarbeiten mußt."

Sie fuhren wieder hinaus zu dem kleinen Häuschen Dr. Germanns und standen wieder in der Bibliothek.

Breuning hatte wieder die Blätter zur Hand.

„Es wird verlangt, ein Buch zu finden, dessen Inhalt der Schlüsselstelle entspricht," sagte er langsam, „das heißt mit anderen Worten: ein Buch, das von den neuesten theoretischen Ergebnissen der Wissenschaft handelt. Und zwar der Naturwissenschaft, denn sonst könnte die Stelle kaum vom „Erfinder" sprechen."

Kurt nickte.

„Außerdem ist Multon Physiker und Chemiker gewesen, wir können daher unsere Nachforschungen auf diese beiden Gebiete einstweilen beschränken."

Bruening stand schon im Fach Chemie.

„Die Sache ist einfach. Was ist das Neueste heute auf dem Gebiete der Chemie und Physik? Die Forschungen über den Bau der Atome und ihre Zerlegung. Also suchen wir."

Bald glaubten die Freunde gefunden zu haben, was sie suchten. „Zur Zerlegung der Atome" hieß das Werk und hatte zum Verfasser Wolthausen.

„Wolthausen? Wolthausen?" Kurt überlegte. Den Namen hatte er doch schon gehört. Aber wo nur?

„Das ist das Richtige!" rief er plötzlich, denn jetzt besann er sich. Der Onkel hatte sich damals, als er ihm das medizinische Buch übergab, im Namen des Verfassers geirrt und diesen Namen statt des richtigen Willrath angegeben. Daher also dieses Versprechen! Er erzählte dem Freunde diese Zusammenhänge und sie gaben das weitere Suchen auf. Der zweite Schlüssel war ebenfalls gefunden. Kurt betrachtete das Buch freilich nicht ohne ein leises Entsetzen. Denn es war furchtbar umfangreich und streng fachlich geschrieben. Und das sollte er nun durcharbeiten!

„Ich werde es mir jetzt in die Ferien mitnehmen, zu Hause komme ich am besten zur Durcharbeit. Soweit ich das Gesuchte gefunden habe, gebe ich dir Bescheid, dann können wir weiter sehen."

Breuning betrachtete ihn etwas zweifelnd, aber er erwiderte nichts. Man mußte die Entwicklung der Dinge abwarten, eingreifen konnte man jetzt noch nicht.

Am nächsten Morgen fuhr Kurt, das Buch im Koffer, nach Hause, erfüllt von dem festen Vorsatz, jetzt nicht mehr locker zu lassen und den schweren Weg bis zu Ende zu gehen.

Breuning setzte sich wieder an seine Arbeiten; auf die Ferien mußte er diesmal verzichten, er hatte schon Zeit verloren und würde aller Aussicht nach noch viel mehr verlieren. So kamen ihm diese Wochen der Unterbrechung sehr gelegen, seine eigenen Arbeiten wieder energisch aufzunehmen.

Allerdings glitten seine Gedanken häufig ab zu jenem Problem, das der Freund lösen sollte, und er versuchte sich unwillkürlich eine Vorstellung davon zu machen. Dann aber riß er sich wieder zurück, es hatte keinen Sinn, sich Gedanken zu machen über Dinge, die sich im Laufe der Zeit von selbst klären mußten. Und daß sie sich klärten, dafür würde er schon sorgen!

Inge Landolt hatte zu Hause einen schweren Stand, als sie ihren Eltern mitteilte, daß sie umgesattelt habe.

Doktor Landolt war einer jener Menschen, den das Schicksal in einen Beruf hineingetrieben hatte und dem sich keine Gelegenheit geboten hatte, sich von diesem Berufe freizumachen. Er leistete viel in seiner Stellung, aber er haßte sie mit einem allerdings allmählich zur Gewohnheit gewordenen Haß.

Nur in dem einen Punkte hatte er sich geschworen, nicht nachzugeben. Sein Kind sollte niemals in diesen Beruf, sollte allem, was mit Industrie und Handel zu tun hatte, fernbleiben. Er hatte sich über zwanzig Jahre als Syndikus des großen Industrieverbandes der Provinz mit den Dingen herumgeschlagen, hatte Einblick in alles gewonnen, in die innere Organisation wie in die äußeren Beziehungen, und seine Abneigung gegen diese Dinge hatte sich im Laufe der Jahre nur verschärft.

Und jetzt sollte er erleben, daß seine Tochter von dem Studium, das er sich als junger Mensch erträumt hatte, absprang und doch in seinen verhaßten Beruf überging?

Es war für Dr. Landolt zum ersten Male die Erkenntnis von der großen Kluft, die Eltern und Kinder trennt, die Erkenntnis, daß oft das, was man den Kindern verschaffen will, im Grunde nur die Erfüllung eigener unterdrückter Wünsche ist. Man will den Kindern gönnen, was man selbst nicht erringen durfte oder konnte — und man vergißt dabei zu oft, daß die Kinder ihren eigenen Weg gehen wollen, ihre eigenen Neigungen haben, die selten mit denen der Eltern übereinstimmen.

So war es für Dr. Landolt wie ein schmerzlicher Verzicht auf eigenes Glück, als er der Tochter die Wahlfreiheit in ihren Berufswünschen zubilligen mußte.

Inge spürte, was es für den Vater bedeutete, auf seine Lieblingspläne zu verzichten, und sie versuchte, ihm durch zärtliche Dankbarkeit den Entschluß so leicht wie möglich zu machen. Schwerer noch war der Kampf mit der Mutter. Die hatte genug unter der Verzweiflung des Gatten gelitten, sie war von ihm beeinflußt worden in jener schiefen Einstellung zu den Dingen, die ihn umgaben, und sie wehrte sich mit allen Kräften gegen einen Entschluß, der ein ähnlich trostloses Dasein für die Tochter zu bedeuten schien.

Aber schließlich wurde auch ihr Widerstand überwunden, und die Eltern fügten sich in den Willen der Tochter. Besonders der Vater ergriff jetzt, wo er einmal Ja gesagt hatte, selbst die Initiative. Er schlug Inge vor, die Ferien dazu zu benutzen, auch einmal praktisch in die Betriebe hineinzusehen.

„Ich habe in den ganzen Jahren nichts schwerer empfunden, als daß ich keinen Begriff habe von all den technischen Dingen, die da in den Fabriken vor sich gehen. Ich habe es immer wieder gemerkt, wie erschwerend die Unkenntnis dieser Fragen für meine Arbeit war. Wir müssen uns eben daran allmählich gewöhnen, daß unser ganzes Wirtschaftsleben auf der Technik beruht, weil jede technische Verbesserung Umwälzungen im Wirtschaftsleben hervorruft, die der Laie nicht voraussehen kann."

„Ich habe das schon erkannt, Vater", sagte Inge, „und mich auf der Universität bereits mit naturwissenschaftlichen Problemen beschäftigt. Ich will auch technisch so viel verstehen, daß ich fähig bin, in industriellen Betrieben mit Erfolg zu arbeiten. Für deinen Vorschlag danke ich dir herzlich, hoffentlich kannst du mir recht bald zu einer solchen Besichtigung verhelfen."

Die Empfehlung des Vaters genügte nicht nur, daß ihr eine Besichtigung gestattet wurde, sondern das Werk stellte ihr sogar den Chefingenieur zur Verfügung, der ihr den Betrieb erklären sollte.

An einem herrlichen Maitage fand diese erste Besichtigung statt. Es handelte sich um die größte Firma der Stadt, eine Papierfabrik, und der Direktor hatte sich erboten, sie in seinem Wagen mit hinauszunehmen.

Inge hatte sich sorgfältig vorbereitet. Sie hatte nicht die Absicht, eine der üblichen Besichtigungen mitzumachen, bei denen die Damen in hellen Kleidern durch die Arbeitsräume gingen, aber immer noch so weit, daß Schmutz und Arbeit ihnen nicht zu nahe kamen.

Sie fühlte instinktiv den Haß aller Arbeiter gegen solche Spielerei, die sie nur in ihrer Arbeit hemmte und sie gleichzeitig zu einer Schaustellung erniedrigte. Ihr kam der Vergleich mit der Besichtigung eines Negerdorfes auf einer Ausstellung, wo man auch hinter Gittern oder frei die „Eingeborenen", wie man sie so schön nannte, bei ihrer Arbeit betrachten konnte.

Nein, daran lag ihr gar nichts, schon deshalb nicht, weil man dabei meistens nichts wirklich Wichtiges zu sehen bekam. Sie hatte sich theoretisch vorbereitet, und ihre Kleidung war nicht auf Schaustellung eingerichtet, sondern sie konnte schon etwas vertragen.

Die Fahrt im offenen Wagen durch den Frühling war herrlich. Der Direktor freute sich an der offensichtlichen Begeisterung seiner Begleiterin und erklärte ihr schon im Wagen die Grundlage des Betriebes. Er gab ihr als Kaufmann einen Begriff von der Größe des Unternehmens, schilderte die weitreichenden Beziehungen, die von hier in alle Teile der Welt liefen. Im Werk übergab er sie dann dem wartenden Ingenieur und lud sie ein, mittags mit ihm wieder zurückzufahren.

Inge atmete hoch auf, als sie zum ersten Male in einem der brausenden Maschinensäle stand. Wieder ergriff sie das beherrschende Gefühl, das sie damals in Berlin erfaßt hatte, nur noch viel stärker und mächtiger. Hier war wirkliches Leben, war Kampf, Arbeit, Schaffen, und im Tosen dieser gewaltigen Kräfte stand der Mensch, der alles zügelte.

Ihr Führer hatte sie zuerst in der üblichen Weise führen wollen, aber bald belehrten ihn ihre Fragen, daß er es hier mit etwas Besonderem zu tun hatte, und seine ursprüngliche Mißstimmung über die verlorene Zeit verflog schnell.

So krochen sie den ganzen Vormittag durch alle Teile des Werkes. Sie standen in den schwefelgaserfüllten Räumen der Kiesbrennerei, blickten hinein in die Glut der Öfen, kletterten über die hohen Gestelle, die die Zuleitungsrohre bargen. Ja, auf ihre Bitten ging es auch den hohen kalkgefüllten Turm hinauf, bis sie in sechzig Meter Höhe, eingehüllt von den erstickenden Gasen der Schwefeldämpfe, einen Überblick über die ganze Anlage hatten.

Dann wieder in die Tiefe, durch die Holzschleifereien zur Kocherei, unter's Dach zu den großen Vorratsräumen, bis sie endlich vor dem eigentlichen Wunder standen: den großen Papiermaschinen mit ihren riesigen Walzen und Bändern.

Inge kannte keine Müdigkeit. Überall stellte sie ihre Fragen, ließ sich alles bis in die Einzelheiten erklären und zeigen und merkte, wie anerkennende Blicke der Arbeiter ihr folgten, die zu sagen schienen: ja, das wär' einmal etwas anderes als die üblichen Damenbesuche, die der Teufel holen konnte.

Ihr praktischer Blick bewies sich auch in technischen Dingen. Der Ingenieur wunderte sich oft über die Klarheit ihrer Fragen. Da standen sie vor einem der zahlreichen Drehkrane, die zur Schiffsverladung am Fabrikbollwerk arbeiteten. Inge wies auf den unermüdlich herumschwenkenden Arm des Kranes.

„Warum hat jeder dieser Krane nur einen Arm?" fragte sie ihren Führer. „Wenn auf der entgegengesetzten Seite ein zweiter Arm angebracht würde, könnte der Kran doch doppelte Arbeit leisten. Bei jeder Schwenkung erledigt er jetzt nur einen Arbeitsgang. Aufnahmen der Ladung, Schwenkung, Abladen ins Schiff. Bei zwei Armen gäbe es zwei gleichzeitige Arbeitsgänge: Aufnehmen der Ladung durch den einen Arm, Abladen gleichzeitig durch den zweiten, dann Schwenkung, und die Arme wechseln ihre Rollen."

Der Ingenieur nickte anerkennend.

„Sachlich haben Sie zweifellos recht, gnädiges Fräulein", erwiderte der Chefingenieur. „Nur hat das für uns hier kein Interesse, denn die Stauer müssen die Ladung gleich verpacken. Sehen Sie", er wies auf den Kran, dessen Last jetzt ruhig in der Luft hing, „wir müssen mit diesem Kran häufig Pausen einlegen, weil das Fortschaffen im Schiffsinnern Zeit beansprucht. Aber sicher gibt es Betriebe, in denen Ihr Vorschlag von großem Nutzen wäre."

Im Weitergehen betrachtete Inge ihren Führer von der Seite. Es hatte ihr gefallen, daß er ihren Vorschlag so sachlich besprach, ihn nicht als Laienidee lächelnd abtat, überhaupt gefiel ihr seine überlegene Sachlichkeit allen Dingen gegenüber.

Aufrecht und sicher schritt er jetzt neben ihr her, den herben Kopf leicht geneigt im Erklären, und sie spürte wieder die große Freude: das waren hier Menschen ihrer Art. Mit Schrecken fühlte sie freilich, daß sie eben „echt weiblich" mehr die Person als die Sache im Auge gehabt und so seine Frage überhört hatte.

Mit leisem Lächeln erklärte er ihr darum noch einmal den Weg, den das Holz, das auch hier am Fabrikbollwerk eingeladen wurde, bis zur Schleiferei zurücklegte. Aber Inge fing jetzt doch an, ein wenig müde zu werden, oder war es der leise Ärger über ihr Versagen?

Sie lenkten ihre Schritte zum Verwaltungsbureau zurück. Der Direktor ließ sich bei ihr entschuldigen, er könne sie leider nicht, wie verabredet, wieder mit zur Stadt nehmen, eine wichtige Besprechung verzögere seine Rückfahrt. Inge ließ ihm ihren Dank ausrichten, dann wandte sie sich zu ihrem Führer.

„Dann müssen wir uns wohl trennen. Haben Sie recht herzlichen Dank für die Mühe, die Sie sich mit mir gemacht haben. Wenn es nicht allzu unbescheiden wäre, würde ich in diesen Ferien gerne noch einmal herauskommen, denn beim ersten Male wollen die zahlreichen neuen Eindrücke noch nicht recht haften."

„Aber selbstverständlich gern. Ich würde Ihnen dann aber raten, kommen Sie bald, damit Sie inzwischen nicht zuviel wieder vergessen. Übrigens, wenn es Ihnen angenehm ist, können wir zusammen fahren; ich muß jetzt auch mit der Bahn zur Stadt und biete mich Ihnen gern als Reisebegleiter an."

Die Fahrt durch die lebhafte Industriegegend war für Inges Begriffe sehr schön. Hart an zahlreichen großen Fabrikbauten vorbei, durch breite Werftanlagen, die sich bis tief hinunter an den Fluß erstreckten, führte der Weg, und ihr Begleiter erklärte ihr geduldig Zweck und Art aller dieser Anlagen. Sie saßen allein im Abteil, so daß ihre Unterhaltung frei dahinfloß.

„Studieren Sie auf der Technischen Hochschule?" fragte der Ingenieur.

„Nein, für mich ist die Technik nur Nebenzweck, ich studiere Volkswirtschaft. Mein Ziel ist der kaufmännische Fachbetrieb."

„Sehr vernünftig, daß Sie sich dafür auch etwas in der Werkpraxis umsehen", lobte er, „es gibt nichts Schlim-

meres als die Leiter, die aus der Juristerei oder sonst woher kommen und keine praktische Ahnung haben von dem, was hier unten bei uns vor sich geht. Wenn Sie sich weiter so gut unterrichten wie heute bei uns, dann brauchen Sie später sich kein X für ein U machen zu lassen."

Inge sah ihn dankbar an. Sie freute sich über sein Lob mehr, als sie sich vielleicht selbst eingestanden hätte. Vor allem war es die Anerkennung ihres sachlichen Strebens, die ihr Freude bereitete, so spürte sie doch, daß man sie in der „Welt der Arbeit" ernst nahm.

Der Zug lief jetzt in den Hauptbahnhof ein und vor dem Ausgange trennten sie sich. Nach einmal drückte sie ihrem freundlichen Führer dankbar die Hand, versprach ihm, bald von sich hören zu lassen. Dann war sie allein und schritt munter ihrer Wohnung zu.

Zu Hause fand sie eine kurze Karte von Kurt, der ihr den Fortgang seiner Untersuchungen berichtete. Sinnend hielt sie die Karte einen Augenblick in der Hand, unwillkürlich verglich sie im Geiste die beiden Männer, den Freund und diesen tatkräftigen „Mann der Arbeit", und mit einem leisen Kopfschütteln legte sie die Karte wieder auf den Tisch.

So war es immer, jener Glückspilz, der Kurt, der erbte den Reichtum, wenn auch allerdings erst nach einigem Suchen, und der andere hier lebte wahrscheinlich bei aller Tüchtigkeit in ziemlich engen Verhältnissen.

(Fortsetzung folgt)

Das Tuch mit der grünen Kante.

Eine Detektiv-Groteske von **Günther-Gehlhar.**

Die Nachricht, daß der holländische Juwelenhändler van Delfften seinen ganzen Schatz verkaufen und sich von den Geschäften zurückziehen wollte, erregte nicht nur in der Finanzwelt und in den Kreisen der Juwelenhändler großes Aufsehen, sondern alarmierte auch sofort ein Heer von Betrügern und Einbrechern, die in Erfahrung gebracht hatten, daß van Delfften demnächst in Berlin eintreffen sollte und seinen riesigen Juwelenschatz in einer schweren Stahlkiste mit sich führen würde. Wie verlautete, wollte er gleich an Ort und Stelle die seltenen Edelsteine und die übergroßen Diamanten an die ausländischen Händler verkaufen, die zu dieser Zeit in Berlin weilten. Viel Aussicht auf Erfolg hatten die Gauner nicht, denn der Juwelenkönig hielt ständig zwei Detektive um sich und hatte bei dem Transport seiner Schätze alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln walten lassen.

Van Delfften kam um elf Uhr vormittags an. Unter schwerer Bewachung war die Stahltruhe in sein Hotelzimmer geschafft worden. Die Detektive bewohnten die anschließenden Zimmer, um im Falle der Gefahr auf den Signalpfiff sofort zur Stelle zu sein. Alles war in bester Ordnung. Van Delfften ging mit dem Detektiv Spürer zum Essen in die Speiseräume hinunter, und Wermann, der andere Detektiv, hielt bei fest verschlossener Tür Wache bei der inhaltsschweren Stahlkiste.

Es mochten kaum zehn Minuten vergangen sein, als sich die Tür vom Schlafzimmer auftat und Herr van Delfften blaß und aufgeregt wieder herein kam. Er setzte sich zu dem Manne an den Tisch, schob ihm einen 50 000-Guldenscheck zu und sagte: „Wie wär's, wenn wir einen Überfall und einen Raub inszenierten und die Juwelen verschwinden ließen? Ich habe sie in voller Höhe versichert und kann sie durch meine guten Beziehungen anderwärts gut verkaufen. Die kleine Entschädigung da" — er zeigte auf den Scheck — „na, Sie verstehen: Auch wenn Sie nicht mitmachen, den Mund werden Sie halten, nicht wahr?" Damit zog van Delfften einen Revolver aus der Tasche und hielt ihn dem Detektiv an die Schläfe. Dieser steckte lächelnd den Scheck in die Westentasche und nickte zustimmend: „Gemacht! Ich hoffe, daß Sie alles schön vorbereitet haben, wie?"

In demselben Augenblicke tauchte ein Kopf vor dem Balkonfenster auf — der Kopf des Herrn van Delfften. Ein Mann schwang sich durchs Fenster. In jeder Hand hielt er einen Revolver und zielte auf die beiden. Es war van Delfften. Der Detektiv wurde fahl, und sein Partner sagte in eisiger Ruhe: „Sie haben mich gut nachgemacht, alter Freund, gute Maske und gute Pose für einen Fassadenkletterer." Der Mann schwieg. Seine beiden Revolver zielten scharf, und zwei andere Revolver reckten sich ihm nun entgegen. Zehn bange Sekunden lang krallten sich vier Zeigefinger um die Abzugbügel, jeden Augenblick gewärtig abzufeuern, bis schließlich der erste van Delfften sagte: „Nehmen wir doch die lächerlichen Dinger da weg. Warum sollen wir uns über den Haufen knallen und Lärm machen. Es ist ja für uns alle drei genug da. Wir teilen!" Die Revolver verschwanden in den Taschen, und der Detektiv atmete erleichtert auf. „Es wird Zeit. Beeilen Sie sich!" sagte der Beamte. „Wie wollen Sie die Sachen fortschaffen?" — „Meine Sorge", antwortete der erste van Delfften, zog ein Bund Schlüssel aus der Tasche, schloß die Stahltruhe auf und begann zu kramen. „Ich verteile", sagte er, „stellen Sie sich da vor die Garderobe, wer näher kommt, ist geliefert. Verstanden?" Die beiden gehorchten, und der Kriminalbeamte merkte an der Stimme und dem Wesen, daß dieser da nicht der echte van Delfften sein konnte. Er sah ja genau so aus, derselbe Anzug, dieselbe Gestalt, dasselbe Gesicht. Dann schielte er zu dem „Fassadenkletterer" neben sich: Ebenfalls das wahre Abbild des Holländers. Das mußte er sein, ja. Und da sprach dieser auch schon mit der richtigen Stimme des Juwelenhändlers: „Gegen zwei Revolver bin ich natürlich machtlos. Ich mußte mich ja fügen, aber Sie kennen mich doch schon so lange, Wermann, wie können Sie da auf mich zielen? Ich kam über den Balkon, weil ich vor der Tür verdächtige Geräusche hörte und unbemerkt erscheinen wollte. Mein ganzes Eigentum wird hier nun . . ." — „Still, du Kanaille, du Fassadenkletterer. Ein Ton noch, und du bekommst statt Juwelen blaue Bohnen." Der zweite van Delfften schwieg, der Detektiv zitterte. Wer war nun eigentlich der richtige von diesen beiden Doppelgängern? Was tun? Wenn er das Signal pfiff, bedeutete das seinen Tod, denn einer war bestimmt nicht sein Herr. Dieses Mal sagte der van Delfften, der emsig die Kiste leerte: „Lassen Sie sich nicht dumm machen, Wermann! Die Maske ist ja täuschend, aber Sie kennen mich doch nun lange genug." — „Jawohl, Herr", antwortete Wermann, und wirklich erkannte er jetzt in des Mannes Stimme den kameradschaftlichen Ton und den ausländischen Agent seines Herrn. Sorgsam sortierte van Delfften die Juwelen in drei Häufchen auf dem Teppich. Der drohende Revolver lag vor ihm und hielt die beiden in Schach.

Die drei schraken plötzlich zusammen. Der Schlüssel drehte sich langsam im Schloß, van Delfften sprang von der Kiste auf, und während die beiden anderen gespannt zur Tür starrten, steckte er sich die Hosentaschen voll riesiger Diamanten und stellte sich hinter die Tür. Der zweite van Delfften und Wermann duckten sich unter den Tisch mit der lang herabhängenden Decke.

Die Tür ging auf. Ein dritter van Delfften erschien. In Gesicht, Gestalt und Kleidung von den anderen beiden nicht im geringsten zu unterscheiden, nein. Verdutzt blieb er stehen. Das Zimmer war leer, die Truhe aufgesperrt, und die Juwelen lagen in drei Haufen neben einem Revolver auf dem Teppich. Er riß die Signalpfeife an den Mund und . . . ein dumpfer Schlag traf ihn vor den Kopf, daß er taumelte. Hinter ihm fiel die Tür ins Schloß, der Schlüssel drehte sich blitzschnell, und der erste van Delfften rannte, die Pfeife in der Hand, sich die schweren Hosentaschen zuhaltend, auf den Aufzug zu, fuhr zum Direktionsbureau und erzählte in aller Hast: „Man hat mich überfallen, mein Detektiv und zwei andere Kerls mit meiner Maske. Nur diese paar Diamanten habe ich gerettet", er zeigte auf die prallen Hosentaschen, „alarmieren Sie sofort das Überfallkommando, ich fahre zum Polizeipräsidium, sperren Sie sofort das Gebäude, lassen Sie keinen 'raus. Die Kerls sehen alle aus wie ich." Das Telephon surrte, und dieser van Delfften sauste mit diamantgefüllten Hosentaschen im Auto der Hoteldirektion zum Präsidium, wo der Wagen allerdings ohne ihn ankam.

Der zweite van Delfften hinter dem Tisch riß sich die Maske vom Gesicht, floh auf den Balkon und entkam — ein gewandter Fassadenkletterer — über den Lichthof gerade in dem Augenblick, als der Detektiv Wermann aufsprang, um seinem richtigen, nasenblutenden Herrn zu helfen, den er nun endlich ganz sicher an dem Ziertuch in der Brusttasche erkannt hatte, dem Tuch mit der grünen Kante.

Nur zwei Meerschweinchen.

Eine Kindergeschichte von Georg Eschenbach.

„Mutter, morgen fahren wir mit der Klasse nach der Stadt in den Zoo!“ Ganz aufgeregt sprudelte die Achtjährige die große Neuigkeit heraus. „Mutter, weißt du, die Hilde, die war schon ein paarmal mit ihren Eltern dort, und heute morgen, als der Lehrer fragte, wer schon im Zoo gewesen sei, da hat sie uns eine halbe Stunde lang davon erzählen dürfen. Von Meerschweinchen und Seelöwen, vom Elefanten, vom Eisbären, von den Papageien und von der Riesenschlange. Ach, Mutter, die möchte ich eigentlich nicht sehen. Hast du keine Angst vor Schlangen?“

„Nein, Kind. Die liegen hinter Drahtgittern oder dicken Glasscheiben, und keine kann dir etwas zuleide tun. Aber wenn du sie nicht sehen magst, dann brauchst du ja nur vor dem Schlangenhaus auf die anderen zu warten.“

„Ach, Mutter, ich werde doch mit hinein gehen, denn sonst lachen sie mich aus. Sie sagen so schon, ich sei ein Waschlappen, weil ich es nicht sehen kann, wenn sie den Fliegen die Beine ausreißen.“

„Laß dich ruhig so nennen, Inge, und bewahre dir ein Herz für die wehrlosen Tiere.“ —

Unter vierzig anderen Kindern stand Inge am nächsten Vormittag im Zoo. Sie kam aus dem Staunen nicht heraus. Die Meerschweinchen wimmelten so niedlich durcheinander, der Elefant holte sich so schön die Zuckerstückchen mit dem Rüssel, und die Seelöwen waren wonnig. Doch der Lehrer mahnte: „Wir wollen ins Schlangenhaus.“

Schon die schwüle Luft dort legte sich Inge drückend auf die Brust. Sie wollte schon umkehren, doch dann fiel ihr ein, daß die anderen lachen würden: „Waschlappen!“ So lief sie hinter den anderen her durch den Raum an den Glaskästen entlang, in denen die Schlangen faul und widerlich um trockene Baumstümpfe und Äste geringelt hingen oder in einer Ecke lagen und sich nicht regten.

Dann kam ein großer Kasten, der noch einmal durch ein Drahtgitter von außen gesichert war, und die ganze Klasse staute sich vor ihm: „Ah, eine Riesenschlange!“ Inge stand zuhinterst und mochte nicht hinsehen. Da drehte sich der Karl, der gröbste unter ihren Mitschülern, um: „He, hast wohl Angst?“ — „Nein!“ antwortete das Kind in plötzlich aufsteigendem Trotz und drängte sich durch die anderen vor bis zum Gitter. Da lag die Riesenschlange, armdick, zusammengeringelt, widerlich und oben auf dem Knäuel der platte, häßliche Kopf. Inge spürte, wie der Ekel in ihr hoch stieg.

Dann krampften sich ihre Hände plötzlich um die Eisenstange vor dem Gitter. Ihre Augen weiteten sich vor Schrecken, und der kleine Körper zitterte: „O, wie fürchterlich!“ Da lagen im Sande des Schlangenkastens zwei weiße Meerschweinchen, eng aneinander gepreßt, gelähmt vor Entsetzen. Sie rührten kein Glied. Nur die feinen Schnurrbarthaare zitterten, und die Augen schienen Inge anzuflehen: „Rette uns vor der Schlange!“

Das Kind starrte die Opfer an, stumm vor Mitleid und Angst. Dann wandte es sich ruckartig und brach sich zum Lehrer Bahn: „O, sehen Sie doch die armen Meerschweinchen! Bitte, bitte lassen Sie die Tiere aus dem Schlangenkasten nehmen.“ Wildes, gequältes Schluchzen erschütterte Inges schmächtigen Körper, und ihre Augen waren voll Tränen.

Der Lehrer suchte sie zu beruhigen: „Ja, Inge, ich werde dem Wärter sagen, er soll die Meerschweinchen heraus nehmen und ihr etwas anderes zu fressen geben. Nun geht einmal alle hinaus und wartet draußen auf mich.“

Die Klasse drängte sich zur Tür, und Inge trocknete ihre Tränen. Das Schluchzen stieß sie noch, doch in ihrem kleinen Herzen war die Seligkeit: „Die armen Tiere brauchen nicht mehr in Todesangst zu sein.“ Froh und erleichtert genoß sie die weiteren Freuden des Zoos und ahnte nicht, daß der Lehrer sie nur mit einer Notlüge beruhigt hatte.

Doch am Abend, als sich die Klasse am Bahnhof des kleinen Ortes trennte und der Karl mit Inge den gemeinsamen Heimweg einschlug, da sagte der Junge: „He, du denkst wohl, der Wärter hat die Meerschweinchen aus dem Kasten genommen? Quatsch! Das ist dem gar nicht eingefallen. Die Schlange muß doch Fleisch zu fressen haben.“

Der Verdacht quälte Inge. Sie suchte bei der Mutter Rat: „Glaubst du, daß der Wärter die Meerschweinchen aus dem Kasten genommen hat?“ Die Mutter wußte, daß sie die Wahrheit jetzt nicht sagen durfte: „Sicher, Inge. Wenn der Herr Lehrer es ihm gesagt hat, wird der Wärter es auch getan haben.“

Und doch ließ der Gedanke an die gemarterten Tiere das Kind nicht ruhen. Er verfolgte Inge in ihren Schlaf, in ihre Fieberträume hinein. Sie sah dünne, straffe Schnurrbarthärchen zittern, und zwei Augenpaare baten in Todesangst: „Rette uns vor der Schlange!“ Ihr Entschluß stand fest.

Sie wußte sich am Morgen so zu beherrschen, daß die Mutter nicht sah, wie sie fieberte. Und in einem unbeachteten Augenblick griff sie nach ihrer Sparbüchse. Im tönernen Bauch klangen die Münzen. Dann lief Inge aus dem Hause.

Hinter dem Bahnhof schlug sie die Büchse in Scherben. Der Beamte am Schalter wunderte sich: „Du willst heute in die Stadt? Was gibt es da?“ Der drängende nächste Reisende enthob Inge der Antwort. In der Stadt kaufte sie im ersten Laden eine Mettwurst. Es blieb ihr gerade noch Geld genug, um den Eintritt in den Zoo bezahlen zu können.

Sie stand vor dem Schlangenhaus. Ihr Herz klopfte stürmisch, als sie endlich den Mut fand, einzutreten: „Lieber Gott, gib, das die Meerschweinchen nicht mehr im Schlangenkasten sind!“ Sie riß sich zusammen, um doch hinter das Gitter zu sehen: Da lag die Schlange, fett, schlüpfrig, ekelhaft, lauernd, und . . . dort hockten die Meerschweinchen, eng aneinander gepreßt, mit leise zitternden Barthärchen, die Todesangst in den Augen. Die Zähne schlugen dem Kind zusammen. Das Fieber schüttelte Inge: „O, wie fürchterlich!“

Sie starrte noch in den Kasten. Sie hörte den Wärter nicht kommen. Er mußte sie rütteln: „Was hast du, Kind?“ Da reichte sie ihm flehend die Wurst: „Bitte, bitte, geben Sie der Schlange dies hier zum Fressen und nehmen Sie die Meerschweinchen heraus!“ Der Mann lachte verlegen: „Dummes Ding. Die Schlange frißt nur Lebendes. Geh weiter!“

Da sprang die sanfte, schmächtige Inge den Mann an, krallte ihre Finger in seine Uniform, zerriß ihm das Gesicht mit den Nägeln und trat ihn mit den Füßen: „Du böser Mensch. Nimm die Meerschweinchen aus dem Kasten!“ Dann wurde ihr schwarz vor den Augen. —

Eine Woche später stand der Arzt im Gespräch mit der Mutter: „Die Krisis ist vorüber. Das Kind wird wohl morgen zum Bewußtsein kommen. Das Beste wäre, eine große Freude würde ihre erste Regung sein.“ —

Als Inge am nächsten Nachmittag aufwachte, lagen zwei weiße Meerschweinchen auf ihrer Bettdecke, und die Mutter saß neben ihr. Da schlug das Kind die mageren Händchen zusammen: „Mutter, meine Meerschweinchen aus dem Schlangenkasten?“

Die Mutter nickte, und sie mußte den Kopf senken, weil die Lüge ihr das Blut ins Gesicht trieb.



Bunte Chronik



*** Wieder der Gespensterzug.** Vor einigen Wochen fand bei Rutherglen in England ein Zugzusammenstoß statt, bei dem 51 Menschen ums Leben gekommen sind. Die furchtbare Katastrophe war durch das Verschulden des Signalwärters, Donald Macintosh, verursacht. Jetzt behauptet Macintosh, daß er den Zug, der später verunglückt ist, passieren gesehen hat. Er sah den Zug vorbeisausen und beobachtete noch längere Zeit die verschwindenden roten Laternen des letzten Wagens. Kaum war der Zug vorbei, wie er noch einmal, — so schwört der Signalwärter, — herangebraust kam. Das Signal war aber inzwischen umgestellt. Macintosh schwört, daß der erste Zug ein Geisterzug gewesen ist. Dieser Aberglaube ist gerade bei den englischen Eisenbahnbeamten stark verbreitet. Jedes Jahr hört man von einem Geisterzug, der irgend eine Eisenbahnstrecke zum Schauplatz seiner gespenstischen Vorführungen wählt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.